## Ein Stippvisitchen.

Erzählung aus dem Englischen von B. E.

Sir Richard Tracy war ein vermöglicher, allgemein beliebter Herr, und obwohl schon sechsundfünfzig Jahre alt und unverheirathet, fiel es doch niemand ein, ihn einen alten Junggesellen zu nennen — am wenigsten seinem Neffen und Erben Hauptmann Guy Tracy, da eine solche Benennung die Gedanken seines Onkels schließlich doch noch auf eine Frau hätten lenken können. Sir Richard fand jedoch den ledigen Stand durchaus nach seinem Geschmack, war er doch als Junggeselle Alleinherrscher über seine eigene Person, seine Zeit und seine Börse. Hübschen jungen Mädchen gegenüber, den Töchtern seiner Altersgenossen, nahm er eine väterlich-liebevolle Haltung an, und auch die Rolle eines Hausfreundes sind Rathgebers ließ er sich bei verschiedenen liebenswürdigen Familien seines Bekanntenkreises gerne gefallen. Er bewohnte ein luxuriöses Stockwerk in der Nähe der Viktoria-Street, und jeden Tag zu genau festgesetzten Stunden schlenderte er durch den St. James-Park nach seinem nicht minder luxuriösen Klub.

Eines Nachmittags im Mai erlebte Sir Richard ein kleines Abenteuer, das ihn ein paar Stundenlang im behaglichen Einerlei seines täglichen Lebensganges störte. Als er nämlich gegen sechs Uhr auf dem Nachhauseweg durch den Park ging, fiel ihm ein hochgewachsenes, vollständig wie eine Dame aussehendes junges Mädchen auf, das nicht weit von dem zum Bird-Cage-Weg führenden Gitterthore stand, durch das sämmtliche von der St. James-Station kommende Fußgänger in den Park strömen.

Sie wartete offenbar auf jemand — auf jemand Beneidenswerthes, denn das Fräulein war jung und auffallend hübsch — zudem, wie gesagt, eine wirkliche Dame. Als je Sir Richards scharfen, fragenden Blick auffing, erröthete sie und schlug, von Verlegenheit und Schüchternheit sichtlich überwältigt, die Augen nieder. Wie konnten ihre Angehörigen diesem kaum den Kinderschuhen entwachsenen jungen Ding erlauben, sich hier an die Straße zu stellen — eine Zielscheibe für die Blicke der Männer!

Allein was ging ihn das an? Und gleich dem berüchtigten Leviten wandte er sich ab und schlenderte auf der andern Seite der Straße weiter, während die einsame, schüchterne Gestalt allmählich wieder seinem Gedächtniß entschwand.

Sir Richard sollte an diesem Abend mit Freunden Punkt sieben Uhr dreißig in St. James' Square soupiren, da sie sich fürs Theater verabredet hatten. Nachdem er in aller Gemüthlichkeit die gewohnte sorgfältige Toilette gemacht, ging er, da es ein herrlicher Maiabend war, wieder zu Fuß durch den Park. Das junge Mädchen hatte er mittlerweile total vergessen, und so war er nun nicht wenig überrascht, sie noch immer genau an derselben Stelle zu finden, die großen, ernsthaften grauen Augen sehnsüchtig auf den Park gerichtet. Und als sie sie nun ihm zuwandte, bemerkte er, daß sie schwarz bewimpert waren und voll Thränen standen. Dabei sah ihr Gesichtchen blaß und ängstlich aus, während ihre Mundwinkel vor unterdrücktem Weinen zuckten.

Sir Richard aber hatte nicht nur ein gutes Herz, sondern auch ein vertrauenerweckendes, väterliches Wesen, und so blieb er stehen, nahm den Hut ab und sagte: „Sie — Sie sind gewiß müde — von — von dem langen Stehen. Kann ich vielleicht etwas für Sie thun — Ihnen einen Wagen holen?"

Langsam schüttelte das junge Mädchen den Kopf, dann brach sie zu seinem Schrecken in einen Strom von Thränen aus — ja sogar in lautes, krampfhaftes Schluchzen. Sicherlich würde sich gleich eine Menschenmenge um sie schaaren; schon hatte der Schutzmann sie beide aufs Korn genommen.

„Kommen Sie mit mir — kommen Sie hierher!" sagte Sir Richard in gebieterischem Tone, indem er sie hastig zu einer geschützten Bank führte, „und erzählen Sie mir alles."

Das junge Mädchen folgte ihm mit kindlicher Fügsamkeit, setzte sich neben ihn auf die grüne Bank und schluchzte—schluchzte herzbrechend weiter.

„Aber ich bitte Sie, das geht doch nicht!" rief er ungeduldig. „Fassen Sie sich jetzt und lassen Sie mich alles hören. Ihre Freundin ist also nicht erschienen? Warten Sie schon sehr lange?"

„Seit sechs Uhr. Ich bin heute Morgen von Irland gekommen."

Ihre irländische Abstammung hätte sie nun allerdings nicht zu erwähnen brauchen, da ihr Dialekt die Nationalität bereits genügend verrathen hatte.

„Ah so. Und von Euston sind Sie direkt hierhergefahren?"

„Ja, ich hatte solche Angst, zu spät zu kommen — zu —"

„Zu Ihrem Rendezvous. Ich verstehe. Und nun hat sie Sie also im Stich gelassen?"

„O," stieß sie bis zu den Haarwurzeln erröthend hervor, „es ist gar keine Dame, die ich hier treffen sollte."

„Nicht?" antwortete Sir Richard mit gutgespielter Ueberraschung. „Dann wohl Ihr Vater oder sonst ein Verwandter?"

„Nein, auch das nicht, sondern ein Fremder — das heißt —" stammelte sie, und ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab, „für die Meinigen ist er ein Fremder."

„Das ist allerdings ungewöhnlich. Haben Sie denn keine Bekannte in London?"

„Nein, niemand — keine Seele kenne ich außer ihm."

„Dem Fremden?"

„Ja; und ich habe — o, mein Herr —" und muthlos plötzlich die Hände in den Schoß fallen lassend, schaute sie mit ihrem reizenden, wenn auch noch immer thränenüberströmten Gesichtchen zu ihm auf, „ich fühle, daß Sie es gut mit mir meinen, und so will ich Ihnen auch die Wahrheit gestehen. Fortgelaufen bin ich von Hause, und meine ganze Baarschaft besteht in einem erbärmlichen Sechs-Pencestück. Meine letzte halbe Krone habe ich dem Kutscher gegeben, der mich hierhergebracht hat."

„Weiter", drang er in sie. „Erzählen Sie mir alles, mein liebes Kind; Sie haben nichts zu befürchten."

„O," rief sie, das Gesicht mit den Händen bedeckend, „ich schäme mich zu Tode! Bitte, sehen Sie mich nicht an, dann will ich versuchen, Ihnen alles zu sagen."

„Gut; dann werde ich Sie also nicht ansehen — mein Ehrenwort!"

„Da wir auf dem Lande im Westen von Irland wohnen, bin ich zu meiner Großmutter nach Dublin geschickt worden, um dort Musikunterricht zu nehmen. Sie ist alt und fast blind, hat aber eine Gesellschafterin, eine Miß Tooke, die ihr vorliest und haushält. Auch mich chaperonirte sie, begleitete mich bei Ausgängen, zu meinen Klavierstunden und zum Zahnarzt — auch ein paarmal in Konzerte und — und ins Theater — natürlich nur zu den Vormittagsvorstellungen." — Hier verstummte sie plötzlich.

„Nun also, zu den Vormittagsvorstellungen — und dann?" fuhr er aufmunternd fort.

„Ich — ich — dort war ein Schauspieler — er hatte immer die schönsten Rollen — immer war er der Held — und so hübsch — und — und wirklich ein Held. Da verlor ich den Kopf und — und verliebte mich in ihn."

„Oder in den eingebildeten Helden, was?"

„Vielleicht. Und Miß Tooke war gerade so närrisch. Zu jeder Vormittagsstellung gingen wir, Großmama aber glaubte, wir seien beim Zahnarzt. Er bemerkte mich von der Bühne aus und lächelte mir zu. Hierauf schrieb ihm Miß Tooke und bat um seine Photographie, und dann lernte ich ihn kennen — ach, und ich war so stolz und so glücklich!"

„Wirklich?"

„Er schien aber auch ganz so zu sein, wie ich es geträumt und in Romanen gelesen hatte — ja noch weit besser und herrlicher. Einmal traf ich ihn in einer Konditorei, da tranken wir Thee zusammen. Auch in St. Stephan's Green sind wir spazieren gegangen. Natürlich wagte ich nicht, Großmama etwas davon zu sagen, oder es nach Hause zu schreiben, denn dort wollen sie ja alle nichts vom Theater und von Schauspielern wissen. Schließlich war sein Engagement zu Ende: er reiste ab, und mir war, als sei es nun mit meinem Leben vorbei. Aber er schrieb mir häufig — solch schöne Briefe! — und in dem einen, den ich am Freitag erhielt, flehte er mich an, nach London zu kommen — ihn heute hier zu treffen. Ganz nach seinem Willen konnte er mich lenken. Wenn er zu mir gesagt hätte, ich sollte mich umbringen — ich würde es gethan haben. Heute Morgen reiste ich von Dublin ab. Miß Tooke sagte zu Großmama, ich läge mit Zahnschmerzen im Bett. Sie hat alle Hindernisse so wundervoll für mich aus dem Wege geräumt, und wenn wir erst verheirathet sind, so soll sie immer bei uns wohnen."

„Darf ich den Namen des Schauspielers erfahren?"

„Muß ich ihn wirklich sagen?"

„Ich glaube, es wäre besser, mein liebes Kind."

„Rupert Wolferstan — er spielt im „Geheimniß des Königs". Kennen Sie ihn vielleicht?" rief sie mit bebendem Ungestüm.

„Ja, und zwar als einen der anziehendsten Männer von London — als einen verwöhnten Liebling des Publikums. Er ist verheirathet mit einer gutmüthigen, unbedeutenden Frau —"

„Was sagen Sie?" rief sie aufspringend.

„Verheirathet mit einer schlampigen, aber vermöglichen Frau. Man sagt, er behandle sie scheußlich, sie aber vergöttert ihn."

„Verheirathet! Nein — unmöglich! Das ist nicht wahr!"

„Doch, doch; jedermann weiß es."

Eine lange, lange Stille folgte.

„Und ich glaubte, er liebe mich! O, mein Herz ist gebrochen! Was soll ich nun thun?" Und das Taschentuch vors Gesicht pressend, begann sie leise vor sich hin zu weinen.

„Nein, nein, Ihr liebes Herzchen ist viel zu jung, als daß es schon wissen könnte, was das Wörtchen „gebrochen" bedeutet. Sagen Sie mal, wie alt sind Sie eigentlich?"

„Siebzehn werde ich im nächsten Monat."

„So, so. Nun ja, ein schwärmerisches, unüberlegtes, irländisches kleines Mädel sind Sie. Und soll ich Ihnen sagen, was Sie jetzt thun müssen?"

„O, sterben werde ich vor Scham!" stöhnte sie aufgeregt.

„So weinen Sie nur wenigstens um Gottes willen nicht so fürchterlich, sonst kommt der Schutzmann noch herüber und fragt, ob ich Ihnen etwas zu leide thue. Wir wollen lieber ein Hansom nehmen und direkt nach Euston fahren. Mit dem Nachtschiff reisen Sie dann nach Dublin zurück. Ihre Zahnschmerzen sind sicherlich noch immer recht heftig, morgen früh können Sie sich dann aber Ihrer Großmutter als vollständig genesen vorstellen."

„Ach ja, ich wünsche nichts sehnlicher, als nach Hause zu kommen — und mich für den Rest meines Lebens zu verstecken."

„Und niemals werden Sie diesem Schurken auch nur noch einen einzigen Gedanken schenken! Es ist unerhört von ihm, Sie hierher zu locken — Sie, ein halbes Kind, unerfahren, ohne Geld und ohne Freunde!"

„Geld habe ich allerdings nicht, aber dies hier", sagte sie, ein winziges goldenes Uehrchen hervorziehend. „Damit kann ich schon mein Billet bezahlen."

„Nein, nein, ich werde Ihnen das Fahrgeld und so viel Sie eben brauchen, leihen und Ihnen meine Karte geben, dann können Sie mir das Geld, wenn es Ihnen gerade paßt, schicken. Oder warten Sie mal, es ist am Ende besser, wir bleiben beide inkognito. Meine Adresse ist Saxe-Coburg-Mansions No. 19. Auf diese Weise werden Sie für mich immer die junge Dame ohne Namen und ich für Sie der fremde Mann bleiben."

„O wie gütig von Ihnen, Sie lieber, lieber, guter alter Herr! Ich habe das Gefühl, als hätten Sie mir das Leben gerettet. Mir ist hier so ängstlich, so seltsam zu Muth wie in einer fremden Welt, und alle Leute starren mich so fürchterlich an, als wüßten sie, wie schlecht ich gewesen bin!"

„Na,-nun kommen Sie rasch", sagte er aufstehend. „Den Achtuhrdreißigzug erreichen Sie noch ganz bequem. Dann sind Sie gerade drei Stunden in der Stadt gewesen. Hoffentlich aber werden Sie sich jetzt nie mehr in irgend einer Weise mit Miß Tooke einlassen. Die verdiente wahrhaftig, daß sie bei lebendigem Leib geschunden würde."

Bei diesen Worten waren die beiden aus dem Park getreten, und im nächsten Augenblick führten sie in einem hübschen Hansom mit munterem Pferdchen davon.

In dem Augenblick, als der Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte, war eine andere Droschke rasch auf die beiden zugefahren und hatte vor dem Gitterthore gehalten. Der Insasse, ein hübscher, schlanker, elegant gekleideter Mann sprang heraus, und eine Sekunde lang streifte sein Blick das blasse Gesicht und die großen, traurigen Augen der hübschen Irländerin, sowie die Schulter eines Herrn im Zylinder — im nächsten Moment waren sie seinen Blicken entschwunden, und Rupert Wolferstan blieb allein am Gitterthore zurück, diesmal mit ungekünstelten Zornesfalten auf dem gerötheten Gesicht und einem Fluch auf den glattrasirten Lippen.

* * *

Fünf Jahre waren vergangen, und Sir Richards Neffe, der im Westen von Irland in Garnison gestanden hatte, war dort seinem „Schicksal", einer gewissen Miß Kathleen O'Hara, begegnet, einem wahren Juwel von einem entzückenden jungen Mädchen, überdies noch die einzige Tochter ihrer Eltern und eine reiche Erbin.

Nach Hauptmann Guy Tracys Beschreibung war seine Braut so hinreißend hübsch, so kindlich, witzig und anmuthig, daß natürlich alle seine Verwandten darauf brannten, sie kennenzulernen. Im Triumphe brachte er sie denn auch bald nach London, um sie seiner Mutter, seinen Schwestern und vor allem seinem Onkel Richard vorzustellen.

Dieser machte die Bekanntschaft der jungen Dame bei einem formellen Familiendiner, und in derselben Sekunde, als die Blicke der beiden sich trafen, hatten sie sich auch schon erkannt. Er war der alte Herr aus dem Park, sie das junge Mädchen, das er nach Euston begleitet hatte und das die Ursache war, warum vor einigen Jahren an einem gewissen Maiabend sein Stuhl beim Grevilleschen Diner leergestanden hatte — ein Mädchen, das ihm eine Postanweisung von drei Pfund mit der in kindlicher Handschrift gekritzelten Bemerkung „Von einer dankbaren Freundin" geschickt hatte.

Es war wunderbar, wie sie ihre Selbstbeherrschung bewahrte; nur fühlte sich ihre Hand eiskalt an, als sie sie in die seinige legte.

Als Senior der Familie führte Sir Richard seine künftige Nichte zu Tisch. Die auf seinem Arm liegenden Finger zitterten nun aber doch merklich.

„Hat niemand etwas gemerkt?" murmelte er in seinem alleväterlichsten Tone.

„Nein, niemand", antwortete sie ebenfalls flüsternd.

„Das Zahnweh war also sehr schlimm?"

„Ja, und ich — ich war am allerschlimmsten."

„Und nun ist inzwischen der Weisheitszahn bei Ihnen durchgebrochen?"

„Ich hoffe es," antwortete sie in leisem Tone.

„So weiß also außer Ihnen und mir kein Mensch etwas von der Geschichte?"

„O doch, Miß Tooke und er — — und Guy — und Mama."

„Ah, so haben Sie es Guy also gestanden? Das war recht, mein liebes Kind. Wir beide aber wollen diesen kleinen Streich für uns behalten. Sie glauben also alle, dies sei Ihr erster Besuch in London — kein Mensch ahnt etwas von ihrem einstigen Stippvisitchen?"

„Nein, und mir selbst kommt es wie ein abscheulicher nächtlicher Spuk vor — manchmal rede ich mir sogar fast ein, es sei wirklich nur ein böser Traum gewesen! O, wie freue ich mich, da Sie nun mein Onkel werden! Kaum ein Tag ist vergangen, ohne daß ich an Sie gedacht hätte. Was kann ich thun, um Ihnen meine Dankbarkeit zu zeigen?"

„Das ist eine leicht zu beantwortende Frage. Machen Sie morgen früh einen Spaziergang mit mir durch den St. James-Park!"

## 9 und 5 ist . . ? . .

Schul-Groteske von Lothar Schmidt.

Der kleine siebenjährige Fritz Kamete war heulend aus der Schule nach Hause gekommen mit einer geschwollenen Wange, in der das rechte Auge fast ganz versank und die in strahlenförmigen Striemen den Abdruck einer ausgewachsenen Männerhand zeigte. Diese Hand gehörte dem Herrn Priswier, Ordinarius der Vorschulklasse eines Gymnasiums an.

Kametes, Vater und Mutter, waren außer sich.

Fritz, zwar kein Ausbund von Fleiß, aber auf einer Lüge noch nie ertappt, stellte den Vorfall also dar:

„Huhuhu—i—i—hu, wir haben — hu, Rechnen haben wir gehabt heut, und da hab' ich soll'n sagen — huhu, wieviel Neun und Fünf ist. Und — huhu, da hab' ich gesagt, Neun und Bier ist Vierzehn. Und da ist der Herr Lehrer Priewer sehr böse geworden und hat mich wüthend angguckt und hat gesagt, es wär falsch und mich noch einmal gefragt, wieviel ist Neun und Fünf? Da — huhu, ha—ab ich gedacht, ich soll nicht sagen „ist Vierzehn", sondern „macht Vierzehn". Da ist der Herr Lehrer Priewer noch mehr böse geworden und hat einen ganz rothen Kopf gekriegt und geschrieen: Kamete, ich frag dich jetzt zum dritten und letzten Male, und wenn du mir wieder eine falsche Antwort gibst, kriegst du eine Backpfeife, daß dir der Kopf wackelt. Also wieviel ist Neun und Fünf? Da — huhu, hab' ich mich so ge—fürchtet, huhu—i—hu—hu, und weil ich solche Angst hatte, daß es wieder falsch sein würde, hu—hu—hu—hu—hu, hab' ich gar nichts mehr gesagt, hihi—ih—ih—ih—hu—hu."

Die Eltern sahen sich fragend an; sie begriffen immer noch nicht.

„Weiter!" befahl der Vater.

„Und weiter? weiter?" fragte mit zitternder Stimme die Mutter.

„Und da hat er mich beim Handgelenk gefaßt und geschimpft: „Bengel verstockter! wirst du gleich Antwort geben!"

„Und. . . huhuhu. . . i—ihi, da hab ich halt wieder gesagt: Nein und Fünf ist Vierziehen. Und da hat er mir eine runter gehauen. . . huhuhuhuhu."

„Fritz!" warnte der Vater, „nimm dich in acht, Fritz. Ich gehe morgen zu deinem Ordinarius und frag ihn, wie sich die Sache verhält. Du hast zwar bisher nie gelogen, aber was du da erzählst, das klingt so unwahrscheinlich, so unglaublich, daß ich es schlechterdings nicht für möglich halten kann."

Aehnlich die Mutter.

Doch Fritz riß das gesunde Auge groß auf, wie um der Ehrlichkeit, die ihm sonst aus beiden Augen strahlte, zum Ersatz ein weiteres Thor zu öffnen. Es klang rührend, wie er jetzt das Händchen aufs Herz legend, schluchzte: „Wahrhaftigen Gott, es ist genau so, wie ich's hier erzählt habe. Ihr könnt ja alle Jungens fragen in der Schule."

Zwei Mitschüler von Fritz, die, der eine in demselben Hause, der andere in der nächsten Nachbarschaft wohnten, wurden herbeigeholt. Sie bestätigten vollauf, fast mit den nämlichen Worten, den Vorgang, wie ihn Fritz geschildert hatte. Die Eltern vereinbarten nun, daß der Vater den Ordinarius morgen in seiner Sprechstunde aufsuchen sollte. Was der Junge schließlich auch angestellt haben mochte, eine solche brutale Behandlung war unerhört. Nun, er solle nichts zu lachen haben morgen, der Herr Priewer. Kamete wollte ihm die Meinung so gründlich sagen, daß er an der Hälfte genug haben würde.

Kametes Erbitterung, die sich jetzt in Fritzens Abwesenheit erst Luft machte, glaubte Frau Kamete vorsichtigerweise ein wenig Einhalt thun zu müssen: „Frag ihn nur erst in aller Ruhe, was Fritz eigentlich angestellt hat. Und dann sag dem Lehrer artig und höflich, daß es nicht in der Ordnung ist, ein Kind derart zu schlagen. Der Herr Lehrer Priewer ist ja noch ein junger Mensch, er mag von dir, dem Aelteren, Erfahrenen, getrost einen wohlgemeinten Rath annehmen. Bloß nicht heftig oder gar ausfällig werden, damit bessern wir nichts, denn . . ."

Doch alles Zureden war nur Wasser auf des Mannes Mühle.

„Ist's nicht überhaupt ein Skandal, daß bei uns in Deutschland noch der Lehrer das Recht hat, die Kinder zu züchtigen? In den anderen Kulturstaaten ist es längst nicht mehr gestattet! Kulturstaat, der unsrige, hahaha! O, sie wissen schon, warum sie es wollen, die da oben im Kultusministerium. Wenn man uns nämlich von Kind an daran gewöhnt, Prügel zu kriegen, offizielle und autoritative Prügel, so lassen wir uns später um so gefügiger von der Regierung rechts und links moralisch ohrfeigen. Es hat Methode, das System!"

Sie ließ seinem Unmuth ruhig Zeit, sich auszuräsonniren. Außerdem verstand sie auch nichts von Politik, und in Dingen, von denen sie nichts verstand, machte sie grundsätzlich keine Opposition. Was Kamete da gegen die Regierung sagte, das mochte schon seine Richtigkeit haben. Im übrigen legte sie das Vertrauen, daß er morgen, wenn er zu dem Ordinarius ginge, als loyaler Unterthan und besonnener Vater handeln würde.

* * *

Und dies war auch Kametes Absicht, als er sich am nächsten Tage nach dem Schulgebäude begab. Ruhig aber würdig, höflich aber energisch wollte er dem Ordinarius sein unqualifizirbares Verhalten zu Gemüthe führen. Mit aller Gründlichkeit, wie es einem braven Deutschen geziemt, hatte er sich auf die Auseinandersetzung mit dem Lehrer vorbereitet. Was er ihm sagen würde, das war Wort für Wort reiflich überlegt und abgewogen. Freilich wäre Kamete seine Aufgabe bedeutend erleichtert worden, wenn er auch im Voraus gewußt hätte, was jener erwidern würde. Da gab es allerdings der Möglichkeiten viele; auf alle, die ihm einfielen, hatte er eine gemessene Replik parat.

So gab er denn dem Schuldiener seine Karte ab und ließ sich beim Ordinarius melden. Als er nun im Vorzimmer wartete, verspürte er ein starkes Herzklopfen wie vor einem großen Moment. Der kleine Fritz, sein einziges Kind, stand vor ihm im Geiste, das rechte Auge noch verschwollen und auf der gedunsenen Wange das fünfstrahlige Stigma von der Hand des Lehrers Priewer. Da faßte den Vater eine namenlose Wuth, und er ballte beide Fäuste gegen die Thür, durch die der Ordinarius eintreten mußte: „Wart du, wart, dir werd ich's zeigen!" zischelte er zwischen den Zähnen. Doch in demselben Moment war ihm, als ob leise die Gattin flehentlich mahnte, daß er sich um Gotteswillen beherrschen möchte denn, wenn er sich in seiner Aufregung an dem Lehrer vergriff, dann war das Unglück da.

Da öffnete sich die Thür.

Kamete, wie auf einer bösen That ertappt, zog schnell den Zeigefinger von der Wandkarte zurück.

Ein Offizier war eingetreten, ein Artillerieleutnant, gestiefelt und gespornt:

„Herr Kamete?"

Kamete verbeugte sich erstaunt.

„Darf ich Sie höflichst bitten, näher zu treten, Herr Kamete?"

Kamete, noch erstaunter, folgte der Aufforderung und ging in das andere Zimmer.

Der Offizier mit einem etwas verlegenen Lächeln zeigte auf seine Adjustirung:

„Ich bin eigentlich momentan nicht in Angelegenheiten unserer Schule zu sprechen. Ich bin nämlich von heute an auf acht Wochen zu einer Uebung eingezogen, und habe bloß noch mit dem Direktor ein paar Worte zu sprechen gehabt, sonst wär ich gar nicht hier. Doch immerhin . . . soweit es meine Zeit erlaubt . . . stehe ich gern auf einige Minuten zur Verfügung . . Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Der Besucher nahm Platz. Der Leutnant der Reserve, Gymnasiallehrer Priewer setzte sich ihm gegenüber. Dem Ordinarius war durchaus nicht angenehm zumuthe gewesen, als er den Namen Kametes auf der Visitenkarte las. Er hätte am liebsten die Auseinandersetzung gemieden, fürchtete aber, daß der Mann mit seiner Beschwerde sich dann an den Direktor oder gar an das Provinzialschulkollegium wenden würde. Dem mußte vorgebeugt werden.

„Sie sind der Vater des kleinen Fritz Kamete, nicht wahr?"

„Jawohl, Herr . . Herr Leutnant."

„Ein nettes Kind, Ihr Fritz; ich hab' ihn sehr gern; macht mir auch viel Freude, nur ein bißchen faselig ist er mitunter, verträum' oder wie ich es nennen soll. Deshalb muß man ihn gelegentlich mal etwas schärfer anfassen, wenn er zu Ostern nicht sitzen bleiben soll. Denn Fähigkeiten hat er, Ihr Fritz, daran ist nicht zu zweifeln."

Dem Lehrer, während er so sprach, entging nicht der Eindruck, den seine Uniform auf Kamete machte. Das befreite ihn allmählich von dem Unbehagen, das er anfangs bei Kameles Besuch verspürt hatte. „That mir faktisch leid, daß ich ihn gestern strafen mußte, zumal da das Kopfstück etwas derber ausgefallen ist, als ich beabsichtigte . . . Denken Sie bloß so eine einfache Addition: Neun und Fünf — nicht möglich, in den kleinen Vokativous das hineinzubringen, trotzdem ich mir die größte Mühe gegeben habe.

„Herr . . Herr Leu . . ., Herr Lehrer, wollt' ich sagen, mein Fritz behauptet und seine Angabe wird mir von zweien seiner Mitschüler durchaus glaubhaft bestätigt, daß Fritz die Antwort „Neun und Fünf ist Vierzehn", dreimal hintereinander auf Ihre dreimalige Frage richtig gegeben hat.

„Pardon, Herr Kamete, pardon. Gestatten Sie, daß ich Ihnen erkläre, warum dreimal hinter einander diese Antwort falsch war . . ."

Hier machte der Reserveleutnant Priewer eine kleine Pause, rückte die Beine breit, stellte den Säbel dazwischen, stützte sich mit der Linken auf den Säbel und mit der Rechten, in der er schlenkernd die weißen Handschuhe hielt, dozirte er: „Nach der neuen vom Kultusministerium uns streng anbefohlenen Methode müssen wir Lehrer rigoros darauf achten, daß beim Addiren sowohl wie beim Subtrahiren die Kinder die Zahlen in zweckentsprechender Weise zerlegen. Wenn ich also frage? Wieviel ist Neun und Fünf, so hat die Antwort zu lauten: Neun und Eins ist Zehn, und Vier ist Vierzehn."

Zur Bekräftigung dessen stieß der Ordinarius merklich mit dem Säbel auf die Diele auf und klirrte mit den Sporen.

„Das halt ich aber doch für eine merkwürdige Verordnung!" meinte Kamete. Priewer zuckte die Achseln: „Eine Kritik darüber steht mir nicht zu. Allerdings, wenn Sie mich rein privatim fragen, so darf ich Ihnen wohl vertraulich recht geben: ja, eine sehr merkwürdige Verordnung."

„Eine dämliche Verordnung," rief Kamete, der sich jetzt erinnerte, daß er doch endlich einmal ein kräftigeres Wörtlein sprechen müßte.

„Eine dämliche Verordnung!" wiederholte der Ordinarius leise und legte bedeutsam den Finger an die Lippen. Dann aber, auf seine Uhr sehend, sprang er plötzlich auf: „Sapperlot, ich muß ja in den Dienst! . . . das Vaterland ruft!" fügte er lächelnd hinzu. „Herr Kamete, es hat mich außerordentlich gefreut, persönlich Ihre werthe Bekanntschaft zu machen . . ." Er klappte die Hacken zusammen und verbeugte sich säbelrasselnd.

Und Kamete, nicht wissend, wie, nicht begreifend, warum, ergriff die ihm dargebotene Hand.

Dann ging er.

Draußen auf der Straße fiel ihm ein, was alles er dem Ordinarius hätte sagen sollen.

### Eingedeutschte Ortsnamen.

Die sogenannte Volksetymologie, d. h. die Neigung des Volkes, ihm fremdartig klingende Wörter durch Anschluß an bekannte sich mundgerecht zu machen, offenbart sich auch häufig bei den Orts- und Flurnamen. Entsprechend den innigen Beziehungen, die Deutschland mit Italien verbanden, machten sich die Deutschen auf solche Weise eine Anzahl italienischer Städtenamen vertrauter. Milano wurde ihnen zu Mailand, gleichsam einem Frühlingsparadiese; Verona, die Hauptstadt Theoderichs des Großen, zu Bern (Dietrich von Bern); die Belagerung von Ravenna zu einer Rabenschlacht. Aus lateinischem Patavium (eigentlich Castrum Batavum) wurde Passau, aus dem keltischen Danuvi eine deutsche Donau, und dieses uns so heimisch klingende au (man denke an die Insel Mainau, an Hanau, Hagenau usw.) erhielt auch eine große Menge ursprünglich slavischer Orte, wie Dessau, Glogau, Bunzlau, Spandau u. a. Desgleichen entstand ein Merseburg und Brandenburg durch Umformung des slavischen bor, zu Deutsch Wald. Das wendische Luboraz wandelte sich in ein schönes deutsches Lieberose um (Stadt im Kreise Lübben). Aus Podstamp (Abstieg, wohl zum Zwecke des Fischens) entstand, in Ablehnung an Namen wie Amsterdam, Rotterdam, Potsdam, gleichsam „Damm eines Pott". Durch die bekannte Sage vom hartherzigen Bischof Hatto wurde der nüchterne Mautthurm (d. h. Zolleinnehmerthurm) bei Bingen zum poetischen Mäusethurm. Bisweilen können wir uns bei diesen Umwandlungen des Lächelns kaum erwehren, so, wenn aus einem Dubrawice ein Dummerwitz wurde, oder wenn die Schnitzelfreude der tirolischen Herrgottsschnitzer ein lateinisches fraxinetum (Eschenwald) zu einem echt tirolischen Verschneid umwandelte.

**Sein Reservatrecht.**

Frau Huber: „Warum hast D' denn den Herrn, der g'rad' die Wohnung miethen wollt', net g'nommen?"

„Weil er dicker g'wesen is als i!"

— Im Manöver. In einem elenden Dorfe sollte zur Manöverzeit eine Kompagnie untergebracht werden. Selbst für den Leutnant war kein besseres Quartier, als eine kleine Freistelle. Als der Feldwebel das Quartier besichtigte, kamen ihm Bedenken. „Werdet Ihr denn den Herrn Leutnant auch aufnehmen können", fragte er die Bauersfrau. Doch fast beleidigt, antwortete diese: „Seht Euch nur unsere Schweine an, wie fett die sind, da wird auch Euer Leutnant noch satt werden."

— Schrecklich. Arzt (zum Apotheker): Sie haben an Herrn Hilcker die falsche Medizin gesandt! Apotheker: So, ist es denn schlimm? Arzt: Allerdings, wenn er die nimmt, ist er in ein paar Tagen gesund!

— Probat. Haben Sie sich recht amüsirt bei Ihren Kindern, Frau Nachbarin? — Lassen's mich aus damit, wenn man vom Herrn Schwiegersohn bloß immer auf den Friedhof oder in's Krematorium und schließlich gar noch in den Schlachthof geschleppt wird.

**Verkannte Höflichkeit.**

Fremder (höflich zum Wastl, der eine mächtige Portion Schweinernes mit Kraut vor sich hat): „Guten Appetit!"

„Du hast mir gar nix drein z' reden!" brummt der Wastl zornig darauf.

— Immer Fachmann. „Na, wie geht's in der Ehe? Was macht Deine liebe Gattin?" Luftschiffer (seufzend): „Starres System!"

— Mißverstanden. Neulich haben Sie erst eine so schwere Krankheit überstanden, und nun treffe ich Sie hier schon wieder hinter der Weinflasche, Sie gehen da unbedingt zu weit. — Das kommt mir selber auch so vor, von morgen an werde ich gleich in der Wirthschaft nebenan bleiben.

— Schrecklicher Traum. Höhere Tochter: Weißt du, Vati, mir hat heut' Nacht geträumt, du ließest mich Malstunden nehmen. Vater: Willst du still sein, Mädel, mal bloß nicht den Deubel an die Hand.

— Erklärt. Fräulein Protzig: Während meines hiesigen Aufenthalts sind mir bereits 4 Heirathsanträge gemacht worden. Freundin: Ja, ich glaub's gern, es ist ganz schrecklich wie die jungen Herren in unserer Stadt verschuldet sind.

**O weh!**

Mutter: „Herr Müller, ich hab' eben beobachtet, wie Sie meine Tochter geküßt haben, wer hat Ihnen das erlaubt?"

Herr Müller: „Ihre Tochter!"

**Der zerstreute Friseur.**

Friseursgattin: „Mein Mann wird immer zerstreuter: Essen wir neulich im Gasthaus einen Schweinskopf, an dem noch einige Borsten stecken ... geht er nicht her und rasirt ihn in Gedanken!"